

Grenzüberschreitung

Die **Berliner Jazztage**, die heute Jazzfest heißen, hatten einst Weltrang, der jedoch im Laufe der Jahrzehnte dahinschmolz. Provinzielle Streitereien und die Flut neuer Festivals rückten Berlin aus dem Blickfeld. Das ehrgeizige Programm des neuen künstlerischen Leiters war Anlass, mal wieder vorbeizuschauen. Von Reiner H. Nitschke

Es gibt eine Szene in dem Dokumentarfilm von Corinna Belz „Gerhard Richter Painting“, in der der Maler eine große, dick bemalte Leinwand bearbeitet. Schicht für Schicht mit dem Rakel abträgt. Und man als Zuschauer geneigt ist zu sagen „Stopp, das sieht doch jetzt wunderschön aus.“ Doch Richter arbeitet sich immer tiefer voran, bis am Grunde ein völlig anderes Werk hervorschimmert.

Dieses Bild entsteht in meinem Kopf, während Charles Lloyd mit seinem Sextett sein „Wild Man Dance Project“ auf die Bühne des Berliner Festspielhauses zaubert. Ein mächtiges Klanggemälde von großer Schönheit, in dem so exotische Instrumente wie Sokratis Sinopoulos' Lyra und Miklós Lukács' Cimbalom nicht nur für modisches Weltmusikflair sorgen, sondern tatsächlich den Sog dieser einstündigen Suite beträchtlich verstärken. Ganz tief im Innern dieser Musik wird man schließlich empfangen vom Geist des großen Saxophon-Predigers John Coltrane. Charles Lloyd ist wie kein zweiter Tenor- und Sopransaxophonist über Jahrzehnte hinweg Gralshüter des spirituellen Coltrane. Er sieht sich selbst als Klangsucher, stets auf der Suche nach dem Tiefen, Wahren und Ungewöhnlichen. Eine Mission, die zwangsläufig immer beim spirituellen Coltrane landet. Tiefes Durchatmen und Standing Ovationen am Ende des Konzerts, das als Höhepunkt des Berliner Jazzfests 2015 gelten darf und das auf der CD „Wild Man Dance“ dokumentierte Konzert aus Breslau weit übertrifft.

Streng betrachtet, war Lloyd aber auch der einzige wirkliche Star des Festivals. Was durchaus als bewusstes Statement zu sehen ist. Denn der neue künstlerische Leiter hat sich das Motto „Grenzüberschreitung“ auf die Fahnen geschrieben und ganz gezielt junge, möglichst internationale Musiker geladen. Wobei zwei Akzente deutlich wurden: Öffnung für die aktuelle bunte Berliner Szene

und ein leicht nostalgischer Rückgriff auf die britische Avantgarde der 60er-Jahre.

Richard Williams, der überaus sympathische Musik- und Sportjournalist aus England, der für drei Jahre das Festival leiten soll, beruft sich gerne auf den Festival-Gründer und deutschen Jazzpapst Joachim-Ernst Berendt. Auch dieser hatte in den letzten Jahren seiner Intendanz eine Mischung aus afroamerikanischen Jazzgiganten und avantgardistischen Klangtütflern aus England und Deutschland auf die Bühne gebracht, die damals noch die der klassischen Berliner Philharmonie war. Nicht nur der Austragungsort und der Name (Jazzfest statt Jazztage), auch das Publikum hat sich mittlerweile geändert. War es früher berüchtigt und hatte kein Problem, Musiker gnadenlos auszubuhnen, so ist es heute eher dazu geneigt, alles brav zu beklatschen.

Der Eröffnungsabend im nüchternen Festspielhaus in der Schaperstraße begann mit Stille und Geräuschen. Das aus 24 internationalen, in Berlin lebenden Musikern zusammengesetzte „Splitter Orchester“ verwandelte den Saal in einen Urwald. Man musste nur die Augen schließen, was man allerdings ungerne tat. Zu witzig war das Orchester anzuschauen. Im Zentrum der 63-jährige New Yorker George Lewis am MacBook und knapp dosiert an der Posaune. Umgeben von jungen Musikern mit konventionellen, aber auch höchst skurrilen Klangerzeugern. Komponist und Dirigent George Lewis hatte seine Anweisungen auf DIN-A4-Blätter gedruckt, die immer wieder in die Runde hochgehalten wurden. „Nichts für Kurzsichtige“, wie ein Musiker ganz richtig bemerkte. Aber man hatte ohnehin nicht den Eindruck, als ob hier etwas zwingend Vorgegebenes exerziert wurde. Vielmehr zelebrierte man ein fröhliches Happening. Ob das nun Jazz ist, diese Frage stellte sich das freundlich applaudierende Publikum gar nicht erst. Früher wären im Saal die Fetzen geflogen.





Richard Williams setzte neue Akzente.
Charles Lloyd (vorige Seite) sorgte für den Höhepunkt.



Der französische Akkordeon-Virtuose Vincent Peirani gehörte mit seinem Quintett zu den erfreulichen Überraschungen.



Der Pianist Tigran Hamasyan gab den Showman, Cymin Samawatie die Multikulti-Dirigentin (rechte Seite).

Das gilt ganz sicher auch für den zweiten Auftritt des Premierenabends. Die mit übergroßen Vorschusslorbeeren angekündigte Sängerin Cécile McLorin Salvant legte einen zwiespältigen Auftritt hin. Allein ihre aufdringliche, grelle und hüftsteife Bühnenpräsenz verbietet jeden Vergleich mit einer Sarah Vaughan oder Ella Fitzgerald. Mit diesen Gesangsgöttinnen wird Salvant schon verglichen, nicht ohne den charmanten Hinweis auf ihre haitianisch-französische Herkunft. Überzeugen konnte sie in der Tat bei zwei Klassikern, die sie fernab des Mikros vortrug. Da ist zweifelsohne ganz viel Stimme, vom tiefsten Bariton bis in die höchsten Register. Wer sich das gequetschte Vibrato beim Wechsel der Lagen jedoch als Stilmittel schönredet, möge zumindest Vergleiche mit den großen Jazzsängerinnen vermeiden. Wie sagte doch schon Clark Terry zum jungen Miles: „Spiel bloß kein Vibrato. Das Zittern kommt im Alter sowieso.“ Was für die Trompete gilt, darf auch für die Stimme gelten. Vereinzelt Zögern im Publikum. Ansonsten lautes Klatschen. Bühne frei für den dritten Akt.

Vincent Peirani. Baumlang, barfuß und verdammt gut aussehend. Streichelt das Akkordeon wie kein zweiter Europäer. Hatte im Vorjahr bereits einen umjubelten Auftritt in Berlin mit Daniel Humair und heimste 2015 Jazzpreise in Deutschland und Frankreich ein. Spielt in den unterschiedlichsten Besetzungen und beschließt den ersten Jazzfest-Abend mit einem Quintett, das nicht nur für mich die Überraschung des Festivals darstellt. Das ist keine französische Kaffeehaus-Folklore, kein aufgesetztes Anbieten an junge, flüchtige Trends. Vielmehr treiben Yoann Serra am Schlagzeug und Julien Herné am Bass die beiden Solisten mit Vehemenz und Virtuosität vor sich her, dass man sich an die symphonischen Klangschichtungen eines Mahavishnu Orchestras erinnert fühlt. Statt der Gitarre John McLaughlins und der Geige Jerry Goodmans streben das Akkordeon Peiranis und das Sopransaxophon Émile Parisiens teils unisono, teils im Wettstreit immer neuen Höhepunkten entgegen. So hat man die beiden auf CD noch nie gehört. Mahavishnu Orchestra 2.0. Punkt. Atemholen. Rauschender Applaus.

Am zweiten Tag wird es nostalgisch. Wie einst „Soft Machine“ zu Zeiten des seligen Joachim-Ernst Berendts soll nun Keith Tippett britische Avantgarde an die Spree bringen. Mit dem kleinen Unterschied, dass die „sanfte Maschine“ anno 1971 tatsächlich Psychedelic-Rock-Jazz-Avantgarde war, während Keith Tippett heute eher den abgeklärten Hochschullehrer gibt, der den Jungs seines Oktetts das freie Spiel beibringen möchte. Das ist auf Dauer abwechselnd anstrengend oder schlicht langweilig. So sehnt man sich dem Höhepunkt entgegen: dem kurzen Schlussauftritt Julie Tippetts, deren wunderbare Soulstimme wir noch mit dem Namen Julie Driscoll in Verbindung bringen. Höflicher Applaus. Anschließend Spurt zum zwei Kilometer entfernten A-Trane, dem kleinen, feinen Jazzklub in Charlottenburg (siehe FF 12/2015), der zu den Nebenschauplätzen des Festivals zählt.

Das Trio von Giovanni Guidi sorgt für einen prall gefüllten Klub. Mit João Lobo am Schlagzeug und Thomas Morgan am Bass hat der italienische Pianist seine beiden ECM-CDs eingespielt. Die letzte, „This Is The Day“, zählt zu den besten Veröffentlichungen 2015. Entsprechend hoch waren die Erwartungen. Natürlich kann man fragen, warum dieses Trio nicht die große Bühne im Festspielhaus erhielt, auf der anderen Seite kommt die intime Atmosphäre des A-Tranes der ruhigen Interaktion dieser Musik durchaus entgegen. Thomas Morgan überzeugte erst kürzlich auf denselben Brettern im kontemplativen Dialog mit dem Gitarristen Jakob Bro. Nicht nur Festspielleiter Richard Williams zählt ihn zu den besten zeitgenössischen Bassisten. Dies bestätigt sich auch im Guidi-Trio. Morgan versteht sein Instrument nicht als Rhythmusmaschine und auch nicht als Bühne virtuoser Fingerfertigkeit. Er hat vielmehr Sinn und Gespür für die Töne des Pianisten. Allein die Pausen, die er setzt, verschaffen den Klaviersaiten Luft zum Atmen. Dies konnte man schon vor Jahren auf der bemerkenswerten CD „Sunrise“ im Trio mit Masabumi Kikuchi (Piano) und Paul Motian (Schlagzeug) erleben. Im Zusammenspiel mit Guidi spielt er bisweilen so etwas wie die zweite Melodie, was den kinderliebhaften Miniaturen Tiefe und Seele verleiht.

Wie immer, wenn sich ein junger Pianist im Trio verwirklicht, schwebt der Geist Keith Jarretts über den Tasten. So ist es zwangsläufig auch bei Guidi. Trotzdem schafft er es, sich ein Stück zu emanzipieren. Dort wo Jarrett nach der Warmlaufphase im Gospel und Blues in unnachahmlicher Weise schwelgt, landet Guidi am Ende dieses Abends in einer südafrikanischen Township-Hymne, die Erinnerungen an Abdullah Ibrahim weckt. João Lobo behauptet sich in diesem anspruchsvollen Umfeld ganz wacker, wenn er auch nicht die souveräne Melodiösität eines Paul Motian einbringt und die Pause noch nicht so ganz als Stilmittel einsetzt.

Ein weiterer „Piano-Rookie“ durfte sich am Samstag vor Charles Lloyd im Festspielhaus präsentieren. Und er tat dies mit all den Show-Effekten, die der allgegenwärtige Jarrett-Einfluss für viele offensichtlich unverzichtbar macht. Tigran Hamasyan, der in Frankreich schon fast ein Star ist, gehört in Deutschland noch zu den eher Unbekannten. Aktuell veröffentlichte ECM mit „Luys i Luso“ eine außergewöhnliche CD, auf der der in Armenien geborene Musiker die meditative Chormusik seiner Heimat in berührender Weise in Szene setzt (siehe FF 11/2015). Herausragend dabei sein gefühlvoller Anschlag, mit dem er auch live zu verzaubern weiß. Allerdings währen diese Momente nur kurz. Ja, sie dienen eher als gefühlige Ouvertüren eines sich ständig wiederholenden Rituals, an dessen Ende Hamasyan im Stehen die Tasten behämmert. Angefeuert von Bass und Schlagzeug, zelebriert er einen hippen Punkrock-Jazz, der auf Dauer ermüdet. Das hat man von Hiromi schon überzeugender gehört (die soll übrigens beim

nächsten Klavier-Festival Ruhr auftreten).

Der vierte und letzte Festspiel-Tag wird von Cymin Samawatie eröffnet. „Diwan der Kontinente“ soll offensichtlich an Barenboims „West Eastern Divan“ erinnern. Ziemlich bedeutungsschwanger das Ganze. „Die Welt“ sah in diesem Auftritt gar einen „Weg aus der Flüchtlingskrise“. Die deutsch-iranische Sängerin hat bei ECM schon mehrere CDs veröffentlicht,

staat Südafrika den Rücken kehrten und in den Folgejahren die britische Jazzszene beeinflussten. Mit der Berufung nach Berlin erweist Richard Williams dem 75-jährigen seine Reverenz. Moholo-Moholo hat drei junge Musiker um sich geschart, mit denen er im D-Zug-Tempo die Geister aus alten Tagen beschwört. Das geht in die Beine und macht gute Laune. John Edwards an diversen Saxophonen spielt

Der Mut des Festspielleiters wird vom Publikum honoriert

allerdings in kleiner Besetzung. Auf der Großen Bühne des Festspielhauses herrscht hingegen Gedränge. Insgesamt 22 Musiker/-innen vornehmlich aus nah- und fernöstlichen Ländern werden von Samawatie geschmeidig dirigiert. Nicht unbedingt Jazz. Aber ein perfektes Weltmusik-Projekt im positivsten Sinne. Höhepunkt ist ein gleichzeitig auf Persisch, Hebräisch und Arabisch gesungenes Gebet. Ein insgesamt sehr anspruchsvolles Projekt, das man so noch auf keinem Jazzfest gehört hat. Das Können der Musiker und der Mut des Festspielleiters werden vom Publikum honoriert. Sicher irritiert, aber trotzdem begeistert.

Als danach mit dem Louis Moholo-Moholo Quartet wieder der gute alte Jazz die Bühne erobert, spürt man doch etwas Erleichterung. Schließlich darf Jazzmusik auch in den Bauch gehen. Ob man dafür nun ausgerechnet mal wieder in die britische 60er-Jahre-Mottenkiste greifen muss, sei dahingestellt. Der Schlagzeuger Moholo-Moholo gehört zu den Musikern um Chris McGregor, die 1964 dem Apartheid-

sich mit perfekter Technik kraftvoll in den Vordergrund. Die Show kommt an.

Zusammen mit den Konzerten, die teilweise zeitgleich an anderen Orten stattfanden (u.a. in der Gedächtniskirche), bot das Berliner Festival in seinem 51. Jahr ein breites Spektrum, das dem Anspruch einer Grenzüberschreitung sicher gerecht wurde, für ein Event von Weltrang jedoch zu wenig wirkliche Klasse präsentierte. Von Charles Lloyd abgesehen, blieben amerikanische Jazzgrößen außen vor. Dies mag programmatisch gewollt sein, der Relevanz ist dies abträglich. Die mit Recht geförderten jungen Europäer sollten sich durchaus an den stilbildenden und einflussreichen Jazzgrößen reiben und messen dürfen.

Nur wenige Tage nach Berlin gastierte übrigens Archie Shepp beim Enjoy Jazz Festival in Ludwigshafen mit seinem epochalen Attica-Blues-Projekt. Wer Wolfgang Sandners Würdigung dieses Konzerts in der FAZ gelesen hat, hätte sich einen derart fulminanten Abschluss auch in Berlin vorstellen können. ■

